

SLOANE CROSLEY

CULT CLASSIC

Aus dem amerikanischen Englisch von Alexander Wagner

UNREDIGIERTE, UNKORRIGIERTE FASSUNG

NUR FÜR DIE INTERNE VERWENDUNG

STAND 10. November 2022

Für die Männer. Für einige unter den Männern.

*Es gibt nur einen Ort außer dem Himmel, wo wir vor allen
Gefahren und Wirrungen der Liebe vollkommen sicher sind: die
Hölle.*

C.S. Lewis

Die Hölle, das sind die anderen.

J.P.Sartre

PROLOG

Im Totenreich gibt es eine Art Glücksspiel. Jede Woche nehmen alle Toten an einer Lotterie teil. Sie halten Lose in ihren staubigen, knöchernen Fingern und schleichen sich damit an einen Hut heran. Dieser steht auf einem kleinen Tisch mitten auf dem Hauptplatz ihres jeweiligen Wohnviertels. Sie strecken ihre Arme aus wie clowneske Kräne und lassen ihre Zettel in den Hut fallen. Die Hüte werden dann von einem besonders gespenstischen Angestellten eingesammelt, und ihr Inhalt wird in eine sich drehende Kugel geleert, deren Standort geheim ist. Wieder zu Hause schalten die Toten ihre Fernsehgeräte ein oder schließen ihre Telefone oder ihre AM/FM-Radios an, je nachdem, in welcher Ära sie gestorben sind. Dann warten sie. Anfänglich gab es eine Debatte darüber, ob die Lotterie live übertragen werden sollte. Die Bedenken hatten mit den Zeitzonen zu tun. Im Jenseits sind Tag und Nacht identisch mit den irdischen Zeiten. Es schien unfair, dass jeder verblichene Japaner der Menschheitsgeschichte bei Bekanntgabe der Ergebnisse schlafen würde. Schließlich befand man es jedoch für sinnvoller, überhaupt einen Zeitpunkt auszuwählen, als völlig darauf zu verzichten.

Der Hauptgewinn der Lotterie besteht in der Chance, für genau drei Minuten noch einmal unter den Lebenden zu weilen.

In drei Minuten kann man wenig bewerkstelligen (abgesehen von Mord, was man so hört), aber mehr als das ist ihnen nun

mal nicht gestattet. Was vermutlich auch erklärt, warum jeder Spuk und jede Geistersichtung der Geschichte ungefähr genau diese Zeitspanne dauert. Geister unternehmen keine ausgedehnten Ausflüge. Sie warten nicht mit dir in der Schlange im Supermarkt oder schauen dir beim Fernsehen über die Schulter. Natürlich versuchen immer wieder einige, ihr Zeitbudget zu überzustrapazieren. Das ist die Art von Geistern, die, als sie noch Menschen waren, in Umkleidekabinen schlenderten und Hosen in einem Tempo anprobierten, als hätte sie es vorher noch nie mit Hosen zu tun gehabt. Doch sie werden rasch wieder zurückzitiert. Obendrein wird ihnen auf alle Ewigkeit die Teilnahme an der Lotterie verweigert. Eine vernichtende Strafe. Trotzdem bedeutet ihnen die Gelegenheit, eine rissige Zimmerdecke anzustarren, sich die Hände zu waschen, den Tisch zu decken oder ihr Zimmer aufzuräumen, so viel, dass sie dafür alles riskieren. Sie vermissen die Teilnahme an diesen kleinen Alltagsdingen so heftig, dass es sie davon über alle Maßen verzehrt werden.

Diese Geschichte tischte Clive Glenns Mutter ihm immer dann auf, wenn er sich über Langeweile beklagte.

Ich denke in letzter Zeit oft über diese Geschichte nach, was seltsam ist, denn Clive hat mir seitdem noch reichlich anderen Stoff zum Nachdenken gegeben. Sie funktioniert zwar eher als lustige Anekdote denn als ernstzunehmende Lektion, aber ein Aspekt der Geschichte hat sich gründlich bei ihm festgesetzt, vermutlich der falsche. So läuft Kindheit nun mal. Deine Eltern packen dir einen Koffer voller pädagogischer Weisheiten, und wenn du erwachsen bist, stellt sich heraus, dass das meiste davon unnützer Ballast ist. Man muss ausmisten

und seinen eigenen Koffer packen. Ich erinnere mich an den Tag, an dem Clive ganz ernsthaft über diese parallele Geisterwelt erzählte und ich glaubte, er wolle sich darüber lustig machen. Aber in Wahrheit legte er ein Geständnis ab. Damals kam mir zum ersten Mal der Verdacht, bei ihm sei etwas nicht in Ordnung. Und zwar ganz und gar nicht in Ordnung. Trotz aller Gemeinsamkeiten an der Oberfläche tummelten sich in Clives Abgründen eine ganze Schar einäugiger Tiefseekreaturen.

Es war an einem Freitagnachmittag. Wir saßen um den Konferenztisch, auf den Kanten der ergonomischen Stühle, vor uns die halbleeren Plastikschüsseln mit Salat, erhitzt von urbanem Sonneneinfall. In der Mitte lagen die unberührten Servietten des Lieferdienstes. Zunächst gingen wir davon aus, Clive betrachte die verrückten Erziehungspraktiken seiner Mutter als Unterhaltungsstoff für die Lunchpause. Aber nein, er wollte die Idee ernsthaft diskutieren. Hielten wir es für möglich, dass das Totenreich tatsächlich so funktionierte? Dass unsere Existenz auf diese Weise in unterschiedlichen Ebenen strukturiert war? Er forderte uns auf, über den Tellerrand zu schauen, hinter die "Naturwissenschaften", und uns zu fragen, was jenseits davon möglich war.

Aber wir waren nicht bereit, uns solchen Fragen zu stellen, geschweige denn, darauf zu antworten. Wir waren jung und arm und aßen im Büro zu Mittag, damit wir nicht selbst dafür zahlen mussten. Wir kramten nach passenden Gesprächsbeiträgen. Vadis hatte eine Tante, die mal einen Exorzisten angeheuert hatte. Zach besaß einen Toaster, der sich mitten in der Nacht von selbst einschaltete. War das

nicht gruselig? Clive verabschiedete sich unter dem Vorwand, einen Anruf machen zu müssen.

Ich hatte gehofft, damit wäre die Sache erledigt. Aber als wir am nächsten Tag aus einer Redaktionssitzung kamen, hielt Clive mich auf, um mir zu erzählen, wie er einmal im Gebäude einen Geist gesehen hatte. Unser Magazin war seit mehr als einem Jahrzehnt in diesem Gebäude untergebracht. Vor uns hatte dort eine Branding-Agentur residiert, vor ihnen Werbeleute, davor ein Berlitz-Sprachzentrum und ganz früher ein Pan-Am-Callcenter. Wirklich, es hätte jeder sein können, der dort durch die Hallen spukte. Es sei keine Spukgestalt gewesen, stellte Clive richtig, sondern "ein Schatten, der sich eigenständig bewegte". Sollte ich tatsächlich glauben, dass irgendein armer Trottel seine Auszeit von der ewigen Verdammnis genutzt hatte, um die blinkende Toner-LED an unserem Kopierer anzuglotzen? Ich schüttelte den Kopf. Ich konnte nicht fassen, dass wir dieses Gespräch führten.

Der Schatten, fuhr er unaufgefordert fort, erinnere uns an etwas, das jenseits der gewohnten Bahnen unseres Denkens liege. Er gemahne an eine Welt, die trotz unserer Skepsis und unserer mentalen Scheuklappen nicht weniger schlüssig und real sei.

"Mystik", schloss er, "ist für ihre Anhänger ebenso logisch wie Mathematik".

Ich blinzelte und wartete, ob er noch etwas hinzufügen würde. Tat er aber nicht. "Willst du mich verscheißern mit diesem Quatsch?"

An diesem Punkt sollte ich wohl erwähnen, dass besagtes Magazin, bei dem Clive elf Jahre Chefredakteur und ich neun

Jahre lang seine Stellvertreterin war, *Modern Psychology* hieß. Also eine wissenschaftliche Fachzeitschrift, vielleicht eine der ältesten und renommiertesten des Landes, wenn nicht gar der Welt. Wir waren die Schwellenwächter des Berufsstands, entschieden über die Relevanz von Forschungsergebnissen, waren die Entzauberer von Mythen. Daher war ich für diese Art von Gesprächen nicht ausgebildet, schon gar nicht von meinem Mentor, einem einstmals von wissenschaftlicher Logik und Whiskey beseelten Mann. Ich fühlte mich von seinem Hang zum Okkulten verraten, so wie er sich durch meine rasche Verdammung. Schon bald begann er mich zu meiden, entzog mir sein Vertrauen, flüsterte in meiner Anwesenheit ins Telefon, fehlte ohne jede Vorankündigung bei der Arbeit. Auch unsere Mitarbeiter setzte er nie in Kenntnis. Wann immer etwas von oben abgenickt werden musste, fragten sie mich nach Clive. Wohin er verschwunden sei. Oder wann er wieder zurück käme. Immer kamen sie zu mir. Aber ich hatte keine Ahnung.

Das war, bevor das Magazin den Bach runterging, genau wie die gesamte Printmedienlandschaft, und wir uns alle neu orientieren mussten.

Und jetzt? Nun, nichts weiter, Clive. Jetzt bist du tot.

Ich sage es dir nur ungern, aber das Leben auf Erden hat sich auch ohne dich weiterentwickelt. All deine Machenschaften haben die gewohnten menschlichen Sichtweisen nicht großartig verändert. Gefühle lassen sich nicht durch äußere Manipulationen kaufen oder heilen. Die Menschen sind nicht deine Marionetten. Aber falls es dich tröstet: *Ich* bin nicht mehr dieselbe. Nicht, nach allem, was du mir angetan hast. Zum Beispiel glaube ich nicht mehr an Zufälle. Oft habe ich das

Gefühl, jemand würde mir um die Ecke auflauern, und es ist so stark, dass ich in die entgegengesetzte Richtung gehe. In Menschenmengen bin ich immer angespannt, was nichts Außergewöhnliches ist, aber auch der Rückzug in die Einsamkeit kann eine trügerische Falle sein. Beim Einschlafen regt sich eine nicht unbedingt wohlwollende Energie hinter meinen Augenlidern. Als könnte ich den Mechanismus eines sich zuziehenden Vorhangs hören.

Und falls es dir hilft: Es tut mir leid. Es ist nicht leicht das zuzugeben, angesichts der vielen Zeit, die ich darauf verschwendet habe, mich von dir ungerecht behandelt zu fühlen. Aber ich nehme an, der Tod funktioniert wie ein ultimatives Gleitgel für die Wahrheit. Du warst einmal mein Freund, und es tut mir leid, dass ich nicht mehr Verständnis für dich aufgebracht habe, obwohl ich es gekonnt hätte. Ich bin auf meine Projektionen hereingefallen und habe die Person dahinter vernachlässigt. Ich wünschte, ich hätte dir an diesem Tag im Konferenzraum besser zugehört. Du wolltest uns erklären, dass jeder von uns, so wie die Toten, alles riskieren würde - Geld, Vernunft, Sicherheit - für eine klitzekleine Chance, in die Vergangenheit zurückzukehren. Damit wir dort unsere Entscheidungen besser verstehen können, das unheilige Durcheinander, das wir sind. Wenn es dir also hilft, Clive, ich glaube, dass du jetzt gerade da draußen bist, deinen Namen auf einen Loszettel kritzelt und geduldig darauf wartest, bis du an der Reihe bist. Das glaube ich wirklich. Und wenn es dir hilft, ich weiß, dass du mich verdammt noch mal hören kannst.

Unser Dinner in Chinatown plätscherte so vor sich hin, also erhob ich mich, um mir Zigaretten zu holen. Einfach um mich zu beschäftigen, weniger um ein Verlangen zu befriedigen. Es sei denn, man betrachtet den Wunsch, einen Moment Ruhe vor anderen Menschen zu haben, als Verlangen. Ich bin Nichtraucherin, zumindest offiziell. Die meisten meiner Freunde würde sich wundern, mich mit einer Zigarette zu sehen. Ich rauche sie auch nie zu Ende, sondern hinterlasse eine Spur langer weißer Kippen. Manchmal frage ich mich, wie andere diese Spuren abgebrochenen Genusses deuten, abgesehen davon, dass sie sie als ärgerlichen Müll wahrnehmen. Ich male mir ihre Phantasien aus: Limousinen, die früher als erwartet eintreffen, um mich zu einem glamourösen Ereignis zu bringen. Manchmal wird es auch düsterer. Eine Entführung, ein Lieferwagen, Männer mit Skimasken, die mich hinter eine stählerne Trennwand stoßen. Die Speichelspuren auf dem Filter - damit werden sie mich identifizieren. Aber die Unwahrscheinlichkeit, in Downtown Manhattan von der Straße gezerzt zu werden, lässt mich diese Idee rasch wieder verwerfen. Obwohl das immer noch besser wäre als Rauchen.

"Welche Sorte?", fragte Vadis und löste sich allzu bereitwillig von Zach.

Ihr Gesicht war gerötet. Energisch stütze sie einen Ellbogen auf den Tisch und erzeugte ein kleines Seebeben in

ihrem Weinglas. Goldene Armreifen klimperten ihren Arm hinab, lieferten sich eine Verfolgungsjagd, bis sie sich unten wieder vereinten. Zach griff nach seinem Handy, als sei auch er von etwas abgelenkt worden.

"Die mit dem Nikotin drin."

"Oh", sagte sie, irgendwie enttäuscht.

Welche Sorte. Was für eine sinnlose Frage. Zigaretten unterscheiden sich nicht wirklich, außerdem rauchte Vadis nicht. Allerdings strotzte sie immer schon vor bedeutungslosen Fragen. Etwa wenn sie wissen wollte, wann Sitzungen begannen, zu denen sie gar nicht gebeten war, oder ob ich die Kontaktdaten eines längst verstorbenen Psychiaters hätte, ob B. F. Skinner Haustiere besessen hätte, ob "wir" einen Standpunkt zu diesem Feature über emotionale Intelligenz hätten, ob ich zufällig doppelseitiges Klebeband hätte. Wer bitte, in der Geschichte der Menschheit, hatte jemals zufällig doppelseitiges Klebeband vorrätig? Wenn ich ihr dann erklärte, ich könne ihr leider nicht helfen, seufzte sie über meinen Schreibtisch hinweg und trommelte mit ihren aristokratischen Fingern auf meinem Monitor, als ob ihr Verharren dort eine günstigere Antwort heraufbeschwören könne. Je länger sie dastand, desto beleidigender wurde ihre Anwesenheit. Es war Vadis' Art zu suggerieren, sie kenne die Gedanken anderer Menschen besser als diese selbst.

"Ich habe mal einen Artikel in *Harper's* gelesen", bemerkte Zach, der immer noch auf sein Display starrte, "über Leute, die auf Ambien allen möglichen Scheiß bauen. Sie sind in der Zimmerecke aufgewacht oder haben ihre Unterwäsche gekocht."

Diese eine Frau hat ihre Zigaretten mit Butter bestrichen und dann gegessen."

"Harper's hat sowas veröffentlicht?", fragte ich.

"Irgendwo", sagte er. "Als abschreckendes Beispiel."

"Das ist keine Geschichte über Zigaretten", korrigierte ihn Vadis und fuhr sich mit gespreizten Fingern durchs Haar, "es ist eine Geschichte über Ambien."

"Oder über Butter", bot ich an.

"Es ist eine Geschichte über die Vereinigung des Begehrens."

"Nenn sowas nicht Begehren", rügte sie ihn.

"Also eine Orgie der Laster."

Sie sah ihn streng an.

"Sag bloß nicht 'Orgie'."

"Wahrscheinlich hat die Frau die Pillen in Butter zerkleinert und die Zigaretten darin gerollt", murmelte Zach.

"Was?!", zischte Vadis.

"Wie einen mexikanischen Maiskolben."

"Keiner kapiert, wovon du redest."

"Lola schon."

"Lasst mich bitte aus dem Spiel, ja?", sagte ich.

Wie war es dazu gekommen, dass ich mich mit solchen Leuten umgab? Ich hatte doch schon andere Freunde vor ihnen gehabt, oder nicht? Es war schwer, sich daran zu erinnern. Die Auflösung von *Modern Psychology* war wie ein Startschuss gewesen, in dessen Folge wir uns in verschiedene Ecken des beruflichen Universums zerstreut hatten. Vadis ging zu einem von einer Prominenten geführten "Bettwaren- und Lifestyle"-Unternehmen (die willkürliche Abgrenzung zwischen "Bettwaren"

und "Lifestyle" amüsierte uns alle). Dort organisierte sie Events und produzierte Content (Blogbeiträge mit Überschriften wie "Bei uns reißt der Faden nicht ab" und "Badebomben, die in Stille detonieren"). Häufig klagte sie über ihre flatterhafte, ungestüme und anmaßende Chefin - Eigenschaften, die ich durchaus mit Vadis selbst in Verbindung brachte. Daher war schwer einzuschätzen, ob die Promi-Frau das Problem darstellte, oder Vadis es in Wahrheit nicht gewohnt war, sich mit ihrem Spiegelbild auseinanderzusetzen.

Zach landete in der PR-Abteilung einer Headhunter-Agentur. Deren Gedanke musste gewesen sein: Wenn *Modern Psychology*, das weltweit führende Psychologiemagazin, Zach eingestellt hatte, musste er wohl ein guter Menschenkenner sein. Er musste zweifellos ein Gespür für die Bedürfnisse der Leute besitzen. Als sie ihn feuerten, führten sie als Grund eine Persönlichkeitsstörung an. Dass sie sechs Monate gebraucht hatten, um zu diesem Schluss zu kommen, war alarmierend. Eigentlich hätte Zach es als Ruhmesblatt verbuchen könne, von diesem Laden gefeuert worden zu sein. Doch ein arbeitsloser Headhunter war natürlich ein wandelnder Witz, und das fand nicht einmal er lustig. Desillusioniert von den amerikanischen Unternehmen und der "Korruption der Medien", entschied er sich für etwas Handfesteres. Anstatt sich mit einem "nebulösen Faksimile" von Kultur zufrieden zu geben, trat er in die Gig-Economy ein. Er lieferte Arzneimittel aus, baute Bücherregale, bohrte Löcher in die Wände von Hochschulabsolventen mit zwei linken Daumen und holte Hundemedikamente für alte Damen ab. Er meinte, hätte er es vorgezogen, für die Hunde selbst zu arbeiten.

Von Clives Protégés blieb nur ich auf Kurs. Oder zumindest nahe am Kurs. Ich leitete den Kunst- und Kulturteil einer Website namens *Radio New York*, dem Lieblingsprojekt eines Risikokapitalgebers, der uns weitgehend freie Hand ließ. Ich lieferte mundgerechte Nostalgie in Form von Listen beliebter Bücher, Filme und Podcasts, ich gab Essays über beliebte Bücher, Filme oder Podcasts in Auftrag, oder ich schrieb Kommentare zu Essays über beliebte Bücher, Filme oder Podcasts. Es war gewissermaßen der Lloyd-Dobler-Albtraum des neuen Millenniums. *Radio New York* brachte alles auf gängiges Format. Die Kultur der Quoten und Reviews war für einige schwierig (für mich) und für andere eine Selbstverständlichkeit (für jeden unter fünfunddreißig). Aber zumindest war hier das Gespenst des Niedergangs der Medien weniger bedrohlich als bei *Modern Psychology*, dessen Niedergang irgendwann viel mehr Bedeutung beigemessen wurde, als das Magazin je hatte. In der neuen Medienlandschaft waren Abbau und Kürzungen Teil des Deals. Wie wenn man als Stunddouble arbeitet. Wahrscheinlich passiert dir nicht gleich was Schlimmes, aber eines Tages wirst du damit rechnen müssen.

"Ist noch was von dem pikanten Blumenkohlzeugs übrig?", fragte Vadis und spähte auf dem Tisch umher.

Der Tisch war eindeutig abgeräumt und alle Gerichte waren durch Dessert-Speisekarten ersetzt worden.

"Ich mache mir manchmal Sorgen um dich", sagte Zach.

"Mach dir lieber welche um dich", sagte sie und tätschelte ihm die Wange.

Sie Kopf zuckte leicht zurück, offenbar unsicher, ob es sich um die ersehnte liebevolle Zuwendung handelte.

Kommentiert [EMO1]: <https://www.psychologytoday.com/us/blog/its-all-relative/201401/the-lloyd-dobler-effect>

Ich tastete nach meiner Jacke auf der Rücklehne meines Stuhls. Eine dünne Armeejacke, sicher leicht entflammbar, mehr modisches Statement als von echtem Gebrauchswert. Zur Not würde ich sie als Kollateralschaden hier zurücklassen.

Zu Beginn waren diese Dinner eine Rettungsleine in die Vergangenheit. Ins Leben gerufen hatte sie Clive Glenn, unser ehemaliger König, womit er den Eindruck von wenn auch beschnittener Führungsstärke vermittelte. Das war es, wonach wir uns sehnten, was wir verloren hatten. Es hatte eine Zeit gegeben, in der wir jeden Augenblick des Tages miteinander verbracht und über Artikel wie "Produktive Auseinandersetzungen mit Kollegen" debattiert hatten. Wir hatten Schiffbruch an den Zeitschriftenkiosken erlitten, waren aber von Arztpraxen am Leben erhalten worden, die es uns erlaubten, pro Exemplar sage und schreibe 17,5 Leser angeben zu können. Wir waren nicht zu den coolen Partys eingeladen worden (außer manchmal Vadis), zu den ausufernden Twitter-Schlachten (außer oft Zach) oder zu den Diskussionsrunden im Fernsehen (außer gegen Ende Clive). Aber wir zahlten nur niedrige Krankenversicherungsbeiträge und wir konnten unseren gegenseitigen Anblick ertragen.

Leider waren auch wir von der geschrumpften Aufmerksamkeitsspanne der Amerikaner nicht verschont geblieben. Die Werbetreibenden hatten die Nutzlosigkeit der Zeitschriftenwerbung erkannt, selbst bei einem klar umrissenen Zielpublikum wie unserem. Printanzeigen seien so, als würde man, "Perlen in ein Fass ohne Boden werfen", meinte ein Kundenvertreter, eine gemischte Metapher, über die wir witzelten: *so als sei es für die Katz, wenn man Hopfen und*

Malz zum Fenster rauswerfe. Aber im Endeffekt führte es dazu, dass wir unser Erscheinen von monatlich auf zweimonatlich, von zweimonatlich auf vierteljährlich, von vierteljährlich auf nur online, von nur online auf Newsletter, von Newsletter auf Schall und Rauch umstellten.

Nur Clive ging aus dieser Erfahrung irgendwie aufgewertet hervor. Nicht bruchlos, so wie ich, die bis zu einer neuen Festanstellung bei einer Medien-Gastfamilie untergebracht wurde. *Aufgewertet.* Bereits als sein Name noch das Impressum krönte, hatte er begonnen, sich der lästigen Geschäftsführungsaufgaben des Magazins zu entledigen und sich zu einem vollwertigen Psychoguru zu entwickeln. Er schrieb das Vorwort zu einer Anthologie über psychischen Schmerz. Er erfand ein Trinkspiel, das sich über die klinische Diagnose von Alkoholabhängigkeit lustig machte, und das er auf exklusiven Dinner Partys mit Prominenten spielte, die Videos davon auf ihren privaten Social-Media-Accounts posteten. Als die Videos öffentlich wurden, entschuldigte er sich für seine Gefühllosigkeit, was ihm einen Auftritt bei *National Public Radio* einbrachte. Eine Zeit lang bekam er sogar seine eigene Talkshow. Tragetaschen mit der Silhouette seines Kopfes darauf kamen in Umlauf. Seine Honorare für Vorträge stiegen ins Astronomische. Aber selbst bei Clive, mit seinen Brain-Wise™-Meditationskits und schicken Freunden, selbst bei Clive hatte ich nie das Gefühl, einer von uns sei alleine so glücklich war, wie wir es zusammen gewesen waren.

Deshalb fürchtete ich, so widersinnig es klingt, diese Abendessen.

Wir trugen unser früheres Ich vor dem Hintergrund des jetzigen zur Schau. Wir hatten uns zu sehr voneinander entfernt, waren ängstlich darauf bedacht, die Kluft zu überbrücken. Wir hakten Gesprächsthemen ab, als würden wir ein Auto inspizieren. *Wie geht's der Familie? Im Job? Bei der Wohnungssuche?* Als ob tiefere Erkundigungen einen Krater der Traurigkeit aufreißen könnten, aus dem wir nie wieder auftauchen würden. In einem indischen Restaurant beobachtete ich Zach einmal dabei, wie er mürrisch Käsewürfel aus seinem Saag Paneer herauspickte. Warum hatte er es überhaupt bestellt? Offenbar hatte er eine selbstquälerische Beziehung zu Milchprodukten. Ich fragte ihn nach seinen Plänen für den Sommer.

"Lola", sagte er und verzog das Gesicht, "versuchst du etwa Konversation zu betreiben?"

Wir hassten es, diese Fragen zu stellen. Außerdem kannte ich bereits alle Antworten. So etwa wusste ich *alles* über Clives Immobilienjagd. Er hatte in meinem zunehmend gentrifizierten Viertel ein Gebäude entkernen lassen, ein Duplex-Penthouse mit Fußbodenheizung im Bad und zwei Terrassen. Das Renovierungsprojekt war sogar fett in einem Designmagazin erwähnt. Die Anlage war konzipiert für kinderlose Männer, die sich früh und ohne Konsequenzen scheiden lassen, Männer, die mit fünfzig noch jung waren. Clive lebte jetzt mit seiner Freundin zusammen, eine Giraffe namens Chantal, mit so dünnen Schenkeln, dass wahrscheinlich Vögel versehentlich dagegen prallten. Nach wie vor war er der Poster-Boy für New Yorker Geschiedene, für das Sammeln harmloser Kunst und das Bezirzen von Frauen, die halb

so alt waren wie er, indem er Linguine für sie kochte. Manchmal entdeckte ich ihn auf dem Subway-Bahnsteig und verbarg mich rasch. Nichts, worauf ich stolz war. Aber ich war einfach nie in der richtigen Gemütsverfassung, um Clive zu begegnen.

Und doch war da immer die Versuchung, einen Fremden anzuquatschen, auf Clive zu deuten und zu flüstern: "Fragen Sie mich alles über diesen Mann da drüben."

0

"Lola verlässt uns schon?", grölte Clive von seinem Ende des Tisches.

Er hatte Schluckauf, fand das aber offenbar höchst vergnüglich, wie ein kleines Baby. Keiner kam nüchtern aus diesen Dinner-Gelagen heraus. Vielleicht, weil sie freitagabends stattfanden. Möglicherweise lag es aber auch daran, dass Clive nie die Rechnung übernahm und alle Vorschläge in diese Richtung abschmettete. Zachs Theorie war, dass Clives Sparsamkeit ihm das Gefühl vermittelte, er bewerbe sich um ein politisches Amt. *Versammelt euch, ihr Städter, und seht zu, wie der Multimillionär einen Hotdog isst!* Ich hielt es eher für eine Art Respektsbekundung, so als seien wir jetzt, da er uns nicht mehr feuern konnte, alle auf Augenhöhe. Vadis meinte, wir würden uns deswegen unnötig einen Kopf machen: Reiche Leute bleiben reich, indem sie kein Geld ausgeben. Sie musste es ja wissen; schließlich wurde sie von

der Gesellschaftsdame im Bettengeschäft haarsträubend unterbezahlt. Was auch immer die Gründe waren, am Ende teilten wir jedes Mal die Rechnung, und um die anderen möglichst bluten zu lassen, schnitten wir uns ins eigene Fleisch und bestellten jeder so viele Cocktails wie möglich.

"Wie kannst du nur?", fragte Clive und tat, als sei er tief verletzt.

"Weil ich kein Interesse daran habe, Zeit mit dir zu verbringen."

"Lügnerin", brüllte er und hämmerte auf den Tisch.

Selbst betrunken und leicht derangiert, wie ein Wikinger, der nach Met schreit, war der Mann verführerisch. Vielleicht nicht für mich, zumindest nicht mehr, aber ganz sicher für die Chantals dieser Welt. Man musste sich nur seine reliefartigen Wangenknochen anschauen, an denen sich seine Jugend wie ein Cliffhanger festklammerte. Oder seine funkelnden Augen von unbestimmter Farbe, die unter dem üppigen Haarschopf blitzten. Oder die Narbe am Kinn, die von einem Fahrradunfall als Kind in einer Stadt ohne fähigen Plastischen Chirurgen herrührte.

"Wohin gehst du?", fragte er und klang diesmal schon etwas aufrichtiger.

Ich hielt zwei Finger vor meine Lippen und zog sie wieder weg. Ich spürte, dass er sich am liebsten mit mir verdrückt und das kommunikative Äquivalent zum Vertilgen eines Hotdogs zum Teufel geschickt hätte. Aber er durfte nicht riskieren, von einem Wellness-Fanatiker mit großer Internet-Followerschaft beim Rauchen erwischt zu werden. Außerdem war da sein alles dominierender Wunsch, Hof zu halten. Jetzt zu

gehen, hieße einzugestehen, dass das Gespräch auch ohne ihn als Moderator weiterlaufen würde.

0

Eine lange Bar verband den Eingangsbereich mit dem Speisesaal im rückwärtigen Teil. Barbesucher ruckelten vergeblich an ihren im Boden festgeschraubten Hockern. Sie schlürften Cocktails, garniert mit dunklen Kirschen und Zitruschalen auf Spießchen. Die verspiegelte Wand hinter der Bar projizierte die Reihen mit Spirituosen ins Unendliche. Ich empfand ein Gefühl des Stolzes bei der Vorstellung, dass ein Fremder in diesen Laden stolperte und feststellte, dass der ganze Prunk und Protz sich überall auf der Welt glich. Wir hatten Mitte Mai, eine Jahreszeit, die früher als "Frühling" galt, trotzdem waren die schweren Samtvorhänge im Eingangsbereich noch nicht abgenommen worden. Sie zu durchschreiten gab einem das Gefühl, eine Bühne zu betreten.

Dieser Teil Chinatowns war mir unvertraut, so wie einem eine Insel, die man bewohnt, unvertraut sein kann. Ein paar Blocks weiter erfuhr das Viertel einen sogenannten Mini-Aufschwung in Form veganer Lebensmittelläden und gehobener Boutiquen, in denen Design-Studenten arbeiteten. Die Preise dort ließen sich erahnen, wenn man den Abstand zwischen den Kleiderbügeln mit der Höhe der Betriebskosten multiplizierte. Für mich war das irritierend, denn es bestand eigentlich keine Notwendigkeit für einen Aufschwung. Das Viertel lag schon seit

Kommentiert [EMO2]: Im Original: a sense of pride. Mir nicht ganz klar, dieses Gefühl in diesem Kontext. Vielleicht so: Die Vorstellung, dass ein Fremder in diesen Laden stolperte und feststellte ... berührte mich merkwürdig.

Jahren im Trend. Was auch immer neu an Geschäften eröffnet wurde, entsprang weder günstigen Mieten noch einer echten gemeinschaftlichen Entwicklung, sodass es sich anfühlte, als hätten Leute ohne Sinn für Geschichte eine Entdeckungsfahrt in einem Viertel gehisst, in dem die Bewohner schon seit 2005 Biowein tranken.

Diese ganze vermeintliche Coolness ging mir gegen den Strich. Sie machte mich müde. Also bog ich nach links ab, in Richtung der Houston, einer weniger angesagten Gegend. Dort gab es Reste eines Straßenmarktes, Ständer mit steifen Lederjacken, die auf die Straße hinausragten. Ich kam an einer Galerie ohne Kunst vorbei, an einer Kellerbar ohne Schild, an namenslosen Klingeln. Schließlich entdeckte ich das grelle Gelb einer elektrischen Markise. Sie gehörte zu einer erstklassigen Bodega; eine, in der es so viele Energieriegel gab, dass man sich ausrechnen konnte, wie lange der Körper durchhalten würde, wenn er in dem Laden eingesperrt wäre. Ich wartete hinter einem älteren Mann, der einen Lottoschein ausfüllte und ein Päckchen Merits verlangte. Sein Hosensaum schleifte über den Boden, aber der Kassierer ertrug ihn geduldig. Über Kasse thronte eine Plastikkatze mit großen Augen, die ihre Pfote in stillem Protest auf und ab bewegte.

Als die Reihe an mir war, wollte ich besonders gesund und normal wirken. Ich verzichtete auf die angebotenen Streichhölzer in einem Ton, als würde ich mein Erbe ausschlagen.

"Ich nehme noch ein Feuerzeug", sagte ich. "Bitte."

Der Kassierer schob eines über die Plastiktheke. Ich ratschte kurz über das Metallrädchen.

"Zünden Sie das nicht in Ihrer Tasche an", warnte er.

"Das würde mir nicht im Traum einfallen."

In Wahrheit träumte ich davon und tat es oft. Manchmal hatte ich Sorge, ich könnte gedankenlos mit einem Feuerzeug in meiner Tasche spielen und mich so in Brand stecken. Angesichts solcher Gedanken grenzte es an ein Wunder, dass es noch nie passiert war.

Auf der gleichen Straßenseite zurückkehrend hielt ich die Zigarettenspackung in meine Handfläche gepresst. Zwanglose Begegnungen mit Fremden bereiteten mir unverhältnismäßig große Freude. Vermutlich, weil ich mir diese Art Zwanglosigkeit im Umgang von allen Männern gewünscht hätte, mit denen ich je ausgegangen war. Oder andersherum. So viele meiner früheren Beziehungen waren mit Streitereien in öffentlichen Verkehrsmitteln oder langen Ketten unwürdiger SMS geendet. Oft hatte ich gedacht: Wenn ich dich nur dabei erleben könnte, wie du deine Post durchgehst. Oder Flugtickets buchst. Und wenn du mich dabei sehen könntest, wie ich dem Taxifahrer eine gute Nacht wünsche. Oder wir beide uns dabei, wie wir unsere Sozialversicherungsnummern aufsagen, um unsere Identitäten nachzuweisen. Wo blieben nur diese verführerisch funktionalen Menschen, sobald der Sex ins Spiel kam?

Genau in diesem Moment entdeckte ich meinen Ex-Freund Amos.

Amos stand mit einem hochgewachsenen Begleiter vor dem Restaurant. Die beiden teilten sich eine Steinplatte des Gehwegs, wobei der Begleiter seinen Daumen unter den Riemen einer Umhängetasche schob, um die Schulter zu entlasten. Offensichtlich waren sie gerade herausgekommen. Höhere Mächte

hatten uns davor bewahrt, uns drinnen zu begegnen, aber damit waren die Möglichkeiten höherer Mächte bereits ausgeschöpft. Jetzt, nachdem ich weggegangen und wiedergekommen war, wuschen sie ihre Hände in Unschuld.

Nie hätte ich damit gerechnet, dass Amos von diesem Laden gehört hatte, geschweige denn ihn besuchen würde. Als wir noch zusammen waren, hatte er die "fetischisierten Preise" Manhattans verteuert. Die Stadt war in seinen Augen seelenlos, gentrifiziert, einst für die ganz Jungen und die ganz Reichen, jetzt nur noch für die ganz Reichen und die ganz Seelenlosen. Die wahre Persönlichkeit der Stadt lag in der Vergangenheit, ihr Stolz war illusorisch. Ich war meist zu müde gewesen, um mich zu wehren - wahrscheinlich, weil ich mich bis ganz raus nach Bed-Stuy zu ihm hatte schleppen müssen. Es schien nicht der Mühe wert, unsere fast identischen Mieten oder die Pilates-Studios in seiner Nachbarschaft als Beweise ins Feld zu führen. Außerdem hat Amos nie kapiert, dass er mir mit jeder Verdammung meines Wohnorts als tote Zone ein besseres Gefühl gab, dort zu leben. Das Auge eines Hurrikans mag nicht für jeden zugänglich sein, aber es ist immer noch das Auge.

Gegen Ende unserer Beziehung empfand ich eine Art trotzigste Liebe zu all den Dingen, die Amos verabscheute. Nicht nur zu Manhattan, sondern auch zu Streaming-Diensten, Naturvideos, teuren Kosmetikartikeln, Popmusik, Smartphones, Stränden, dekorativen Sofakissen, Wasser in Plastikflaschen, alternativen Milchprodukten, Küchengeräten (ein Kirschkernentsteiner - wer hätte das gedacht!) und Katzen. Ich war so besessen von diesen Dingen (war es das erste Mal, dass

jemand aus Trotz ein Kätzchen adoptierte?), dass ich mir einredete, sie würden mehr über mich aussagen als die tieferen Gemeinsamkeiten zwischen Amos und mir. Ich wurde ärgerlich auf Bücher und Politik, auf die ganze Nischenkultur, die uns zusammengebracht hatte. Als hätte sie mich verraten, indem sie mich in die Arme eines Mannes getrieben hatte, der Clive als Scharlatan und meine Freunde als "moralisch verwahrlost" diagnostizierte.

Unsere Beziehung hätte niemals zwei Jahre gehalten, wäre da nicht Kit gewesen. Amos hatte eine Cousine in den Zwanzigern namens Kit, ein Hollywood-Starlet mit einer Vorliebe für Filterzigaretten und Filmzitate. Aber sie war seine Blutsverwandte. Das machte sie für Amos erträglich, was ihn wiederum für mich erträglich machte. Als Kit in New York drehte, gingen wir zu dritt zum Dinner. Sie bestellte, als ob sie und der Kellner an einem gemeinsamen Projekt arbeiten würden. Sie erzählte Geschichten aus Amos' Kindheit und überzeugte uns davon, von Tequila zu Mezcal zu konvertieren.

"Du eignest dich wirklich als Missionarin", sagte Amos zu ihr. "Zu schade, dass du Jüdin bist."

Kit schnippte die Verpackung des Strohhalms, die sie zu einem Ball zusammengeknüllt hatte, in Amos' Gesicht und er kicherte. Sie weckte einen weniger verschlossenen Amos in ihm. Er verzichtete darauf, sich vor ihr über den Hollywood-Industriekomplex lustig zu machen. Als die Rechnung kam, schnappte Kit sie, als ob es nichts wäre. Ich hatte vorher noch nie jemanden erlebt, der eine Rechnung entgegennahm, ohne dabei einen Moment den Gesprächsfaden zu verlieren. Amos

zuckte nicht mit der Wimper. Obwohl wir immer, wenn ich mir die Rechnung schnappte, danach schrägen Sex hatten.

Nachdem wir miteinander Schluss gemacht hatten, ertappte ich mich dabei, wie ich die Multicam-Sitcom, in der Kit auftrat, anschaute und in ihrem Gesicht nach seiner Kieferpartie suchte. Nicht aus Selbstquälerei, obwohl das natürlich auch ein Grund war, sondern um nach Beweisen dafür zu suchen, dass Amos echt gewesen war, dass ich tatsächlich die Kontaktlinsenlösung dieser Person in meinem Medizinschrank aufbewahrt hatte. So habe ich mich oft nach Trennungen gefühlt, egal, wer den Faden gekappt hatte - dieser stets gleiche Schock, dass das Leben nicht mit einem einzigen Schlag endete. Langfristig ein tröstliches Konzept, kurzfristig ein niederschmetterndes. Resilienz wird überschätzt. Gefühlt von einem Lastwagen überrollt zu werden und am nächsten Morgen mit der U-Bahn zu fahren, ist nicht rühmlich, es ist Wahnsinn. Aber dank Kit konnte ich diesen Trauerprozess auf unbestimmte Zeit hinausschieben. Ich verfolgte ihre Sendung mit fast religiöser Hingabe, sodass meine Leidenschaft dafür ein Leben unabhängig von Amos annahm. Im Büro teilten Zach und ich uns einen Arbeitsplatz, daher drängte ich ihm Zusammenfassungen der Handlung auf, obwohl er keinerlei Interesse daran hatte, etwas über eine Sitcom für Teenager zu erfahren. Ich studierte die Kritiken und googelte Kits Namen, um zu sehen, ob jemand ihre Leistung hervorgehoben hatte. Ich klickte diese Artikel sofort weg, sobald ich Clive oder Vadis hinter mir ahnte.

Als die Sendung abgesetzt wurde, verspürte ich eine zweite Welle des Trennungsschmerzes, die sich ähnlich anfühlte wie die erste. Details, die schon längst aus meinem Gedächtnis

hätten gelöscht sein sollen, tauchten wieder auf - die Löcher in Amos' Kleidung, die Kratzer auf seinen Platten, die merkwürdige Form von Behinderung, die es ihm unmöglich machte, einen Spüllappen auszuwringen. Ich erinnerte mich nur zu gut an die Einrichtung seiner Wohnung. Vor allem das muffige Sofa, auf dem er mir erklärte, Monogamie sei ein überkommenes Konstrukt, das uns von den Puritanern hinterlassen wurde. Das sei gar nicht ich, das müsse ich endlich verstehen. Nur, dass ich es doch war, weil es eben nur eine wie mich gab.

Wir hockten da, als wären wir die Gäste seiner Einrichtung. Ich erklärte ihm, dass mir die Art und Weise, wie er darüber sprach, nicht gefiel. So als hätte er eine Art Gebrechen, das ihn dazu zwang, seinen Penis in eine Vielzahl von Menschen zu stecken. Ich fügte hinzu, dass ich jemandem, sogar ihm, Fremdgehen verzeihen könnte, aber auf keinen Fall, sogar ihm nicht, wenn er es planmäßig betreibe.

"Warum nennst du es 'Fremdgehen'?", fragte er in seinem einschüchternden Tonfall.

"Nenn es meinetwegen, wie du willst", sagte ich. "Nudel. Ich werde nicht ruhig hier sitzen, während du jede Frau, die du triffst, nudelst."

"Jede Frau, das ist eher unwahrscheinlich", erwiderte er spöttisch.

Unsere Trennung lag etwa sechs Jahre zurück. Kits Show war vor zwei Jahren abgesetzt worden. Als ich jetzt auf Amos zuging, befürchtete ich, dass diese Diskrepanz in der Trauerzeit spürbar sein würde. Außerdem trug ich zufällig dasselbe Hemd wie in der Nacht unserer Trennung, ganz so, als wäre ich die ganze Zeit in einer Art Mausoleum herumgelaufen und hätte abgestandene Amos-Adler-Luft geatmet. Ich rief mir in Erinnerung, dass ich jetzt ein erfülltes Leben hatte. Ich hatte einen festen Job, den ich nicht völlig hasste. Gute Freunde. Zehn Finger, zehn Zehen. Ich hatte mir vor 12 Uhr den Schlaf aus den Augen gerieben. Außerdem hatte ich Sex gehabt.

Und was noch wichtiger war: Der Sex, den ich hatte, war mit meinem Verlobten. Mein Verlobter, den ich heiraten wollte, dem ich ein Leben in gegenseitiger Toleranz vorgaukelte.

Er war ein Mann, der nie andere Frauen nudeln würde (obwohl ich mir manchmal Sorgen machte, dass es mir in dem Punkt einfach an Vorstellungskraft mangelte), oder der wochenlang abtauchen würde, um dann die Funkstille mit einem dreitausend Worte langen Geschwafel zu brechen, oder, noch besser, um jede Funkstille vehement zu leugnen. Mögen unsere Irrlichter die Brücken der Wahrheit erhellen, die wir niederbrennen! Er war ein Mann, dessen Snobismus

nachvollziehbar war (die besseren Konzertkarten kaufen, früh wählen gehen, seinen eigenen Kaffee kochen). Es war ein Mann, der mich abends über meinen Tag befragte, weil es ihn wirklich interessierte, nicht weil er mein Lob dafür einheimsten wollte. Ein Mann, der intuitiv die Relevanz meiner Jugendgeschichten aus dem Ferienlager erkannte. Ein Mann, der es zuließ, dass ich ihn "Boots" nannte. Ein Spitzname, der während eines

Kommentiert [EMO3]: Zu dieser Stelle siehe:
<https://www.psychologytoday.com/us/blog/enlightened-living/201509/gas-lighting-burning-the-bridges-truth>

Gesprächs über Eltern entstand, die ihren Babys im Mutterleib allerlei alberne Namen gaben. Die Implikation, dass er damit in gewisser Weise das *Kind* unserer Beziehung war, war ihm egal. Für ihn spielte das keine Rolle. Denn er war ein Mann, der sich nicht als von der Welt vernachlässigt betrachtete, der in keine existenzielle Krise gestürzt wurde, nur weil eine Literaturzeitschrift ihn nicht erwähnt hatte. Er war ein ruhiger, unvoreingenommener Mensch, der Amos Adler nur deshalb kannte, weil ich ihn einmal beiläufig erwähnt hatte.

"Famous Amos?", hatte Boots gefragt und kurz darüber sinniert. "Wie die berühmten **Schoko-Cookies**?"

Kommentiert [EMO4]: https://en.wikipedia.org/wiki/Famous_Amos

"Mehr oder weniger", hatte ich erwidert und das alte Sweatshirt von Amos zusammengeknüllt, das diesen Wortwechsel ausgelöst hatte.

"Ich habe noch nie einen Amos gekannt."

Ich wollte noch hinzufügen: "Ich auch nicht", aber ich wusste, dass ich dieses Gespräch beenden musste.

Ganz am Anfang unserer Beziehung hatten Boots und ich nämlich vereinbart, nie über unsere Verflorenen zu sprechen, außer im Notfall. Etwa wenn jemand bei einem Unfall ums Leben kam, und einer von uns sollte die Grabrede halten. Oder jemand wurde zum Staatsoberhaupt eines kleinen Landes gewählt. Es war Boots Wunsch, in die gemeinsame Zukunft zu gehen, ohne den Ballast der Vergangenheit mitzuschleppen. Er war traumatisiert von einer früheren Freundin, die von ihrem Exmann besessen gewesen war. Er hatte beständig einen schrecklichen Eiertanz hinlegen müssen, um ihre Triggerpunkte zu vermeiden. Sie "hatte wahnsinnige Altlasten im Gepäck, wie die Karikatur einer Frau, die Schiffs kofferr hinter sich herschleift".

"Und einen Pudel!"

"Was für ein Pudel?"

"Nichts, erzähl weiter..."

"Wie auch immer, ich schätze, jeder von uns hat sein Päckchen zu tragen."

Und so ließ ich mich ein auf dieses Arrangement, obwohl ich die Regelung eigentlich zu radikal fand, unter anderem, weil sie uns gewisser aufregender, für den Sex gut brauchbarer Bilder beraubte. Letztlich war ich natürlich von der Regelung am meisten betroffen: Boots hatte lediglich zwei ernsthafte Beziehungen gehabt, die College-Freundin und die gruselige Freundin eingeschlossen. Wir würden nie mit jemandem an einen Tisch gesetzt werden, zu dem er eine Erklärung abliefern musste. Ich hingegen wäre ständig in Erklärungsnotstand gewesen. Manche bekommen am Geldautomaten der Liebe eben die kleineren Scheine ausgezahlt. Von kurzen Affären abgesehen hatte ich etwa fünfzehn fünfmonatige Beziehungen, ganz zu schweigen von den sechs- und neunmonatigen, ganz zu schweigen von solchen, die mich nachts heimsuchten wie gespenstische Toaster: *Bist du wach?*

Ich hatte versucht, den Grund dafür zu erforschen. Und dank *Modern Psychology* hatte ich Zugang zur umfassendsten Therapeuten-Datenbank der Welt. Meine Eltern waren immer noch glücklich verheiratet. Niemand hatte mich als Kind im Stich gelassen, mich geschlagen oder mir seine Liebe verweigert. War ich etwa anfällig für das Desinteresse anderer, desinteressiert an echter Zuneigung, entschlossen, mein Herz an Menschen zu verschenken, die es nicht verdient hatten? Pendelte ich zwischen verzweifelter Sehnsucht und trotzigem

Rückzug wie ein verwirrtes Kind? War ich auf der Suche nach Vaterfiguren, nur um diese dann vom Podest zu stoßen? Hatte sich Amors Bastard-Bruder in mein Schlafzimmer geschlichen, um mir ins Ohr zu flüstern: "Mein Kind, binde dich niemals"? Irgendwann kam mir sogar der Verdacht, meine Suche nach der Ursache sei die Ursache. Aber noch bevor ich der Sache auf den Grund gehen konnte, begegnete ich Boots, und das Ganze hatte sich erledigt. Er brachte mich zwar nicht aus dem Gleichgewicht, schützte mich aber vor meinem eigenen Narrativ einer Zerbrochenen.

In der Nacht unserer Verlobung (an der Brooklyn Heights Promenade, wo die Lichter der Stadt beifällig herüberwinkten), fuhren wir in einem Taxi über die Manhattan Bridge. Zu dem Zeitpunkt war ich schon ziemlich blau und flirtete mit dem Brechreiz. Ich kurbelte das Fenster herunter und schaute an meinem linken Arm entlang, verfolgte ihn bis zu seinem natürlichen Ende.

"Wessen Finger ist das?", fragte ich.

"Wer hat denn da was drangesteckt?", neckte Boots mich lachend und erklärte mich für hoffnungslos bezechet.

Aber ich meinte nicht den Ring. Ich war so hackedicht, dass ich tatsächlich von meinem eigenen Finger sprach.

Boots hatte bei meinen Eltern um meine Hand angehalten, falls es tatsächlich *meine* Hand war. Das Gespräch kann man sich leicht ausmalen: Einer von ihnen hatte dem anderen zugebrüllt, er solle das Telefon in der Küche abnehmen. Meine Eltern sind keine taffen Menschen. Mit einem simplen Telefonanruf könnte man sie dazu bringen, das Haus zu verkaufen, um erpresserische Terroristen auszubezahlen. Oder

ihre Tochter zu verheiraten. Allerdings hatten Boots und ich nie explizit über Heirat gesprochen, nur als schöne Aussicht, so wie wenn man den Kalender schon mal nach möglichen Ferienterminen durchforstet. Also, auch wenn es nicht aus der Luft gegriffen war, würde es sicher kein Schnellschuss.

Vermutlich würde ich noch viel Zeit damit verbringen, das Ganze zu drehen und zu wenden, und mich zu fragen, ob ich wohl genauso verunsichert wäre, wenn er ihre Einwilligung *nicht* bekommen hätte. Vermutlich waren die besten Jahre, um das Konzept der Ehe zu durchdenken, in meiner Kindheit gelegen, als das ganze Leben noch hypothetisch war. Bei Erwachsenen wirkte es leicht albern, wenn sie sich über eine weit verbreitete Institution echauffierten, die sie nur vom Hörensagen kannten. Das hatte den Beigeschmack saurer Trauben. Boots war zu einer Zeit in mein Leben getreten, da man mit Recht eine fundierte Haltung zu dem Thema von mir hätte erwarten können. Hätte ich konsequent politisch gedacht, hätte ich die Ehe vermutlich als Kerker betrachtet, als Ausverkauf meiner Freiheit. Viele Menschen erwarteten sich davon eine Veränderung, allzu oft jedoch endete es mit einer Gehirnamputation. Aus einer großen Idealisierung war eine Riesenenttäuschung geworden. Aber das Leben besteht nun mal nicht vorwiegend aus Politik, sondern aus ganz alltäglichen Bedürfnissen.

Und so hockte ich auf der Rückbank des Taxis und war vollauf zufrieden damit, nichts weiter zu betrachten als Boots' Profil und die dahinter aufragende Stadt. Selbst wenn ich mir gewissermaßen die Gewissheit eines anderen ausborgte, würde sie gewiss irgendwann zu meiner eigenen werden. Ich

konnte das ganze Kapitel in Ruhe sacken lassen. In diesem Moment beschloss ich: Wenn irgendetwas mit mir nicht in Ordnung sein sollte, lag es nur daran, dass ich in New York aufgewachsen und nie weggegangen war.